

“Interkulturelle Sensibilisierung“

Runder Tisch Kinderarmut

3.2.2017

Pädagogische Leitung:
Jutta Goltz
Melahat Altan

Kontakt:

Jutta Goltz

Martin-Bonhoeffer-Häuser
Lorettoplatz 30
72072 Tübingen

jutta.goltz@mbh-jugendhilfe.de

Tel.: 07071 – 5671 202

Melahat Altan

Mutpol Diakonische Jugendhilfe
Stettiner Straße 22
71032 Böblingen

altan@mutpol.de

Tel.: 07031 – 762 0342

Programm

Freitag, 3.02.2017

9.00	Ankommen, Begrüßung, Vorstellung, Organisatorisches
9.15	Kennenlern-Bingo Netzwerk Visualisierung
9.50	Übung: Albatros
10.30	Kaffeepause
10.45	Übung: Mitte der Gesellschaft
12.30	Mittagspause
13.30	Input: Grundsätze der Zusammenarbeit mit Eltern Anschließend Kleingruppenarbeit
15.00	Abschlussrunde, weiteres Vorgehen runder Tisch
15.30	Ende



Kennenlernen:

KENNENLERN-BINGO

Gehen Sie im Raum herum und finden Sie Personen, die den Anforderungen in den Kästchen entsprechen. Für jedes Kästchen soll eine Person gefunden werden, deren Name dann in das Kästchen geschrieben wird.

Ziel des Spiels ist es, die anderen Teilnehmer/innen kennen zu lernen.

Finden Sie jemanden, der/ die

... eine Sprache spricht, die Sie nicht sprechen können:	... ein Haustier hat:	... die gleiche Augenfarbe hat:	... in den letzten drei Jahren umgezogen ist:
... mindestens ein Jahr außerhalb Deutschlands gelebt hat:	... das gleiche Musikinstrument spielt:	... eine andere Staatsangehörigkeit hat als Sie:	... im gleichen Monat Geburtstag hat wie Sie:
... den gleichen Lieblingsfilm hat:	... etwas Handgemachtes trägt:	... im gleichen Jahr geboren wurde wie Sie:	... keinen Fernseher hat:
... gleich viele Geschwister hat wie Sie:	... kein eigenes Auto hat:	... in einem Land war, in dem Sie noch nie waren:	... den selben Sport wie Sie betreiben:

Übung: Mitte der Gesellschaft

Ziel/-e	<p>Diese Übung dient dazu, gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse, Privilegierungen und Deprivilegierungen zu verdeutlichen und für ungleiche Chancenverteilung in der Gesellschaft zu sensibilisieren.</p> <ul style="list-style-type: none"> • Einfühlung in die realen Lebensbedingungen gesellschaftlicher Minderheiten oder kultureller Gruppen • Förderung von Empathie mit Menschen, die nicht zur Mehrheitsgesellschaft gehören • Reflexion der eigenen Position in der Gesellschaft • Reflexion und Verstehen gesellschaftlicher Verhältnisse
Zeit	75 Minuten
Material	Rollenkarten, Fragen, großer Raum
Anleitung	<p>Alle Teilnehmer_innen ziehen jeweils eine Rollenkarte. Die Teilnehmenden sollen sich in ihre Rolle hineinversetzen. Sie können folgende oder ähnliche Fragen stellen, um den Prozess zu beschleunigen: – Wie heißt du? – Wie war deine Kindheit? – Wie sieht dein Alltag aus? – Wo lebst du? – Was machst du in Ihrer Freizeit? Die Karten sollen niemandem gezeigt werden, es soll auch kein Gespräch über die «neue» Identität stattfinden.</p> <p>Nun stellen sich die Teilnehmer_innen in einer Reihe an einer Wand des Raumes auf. Kündigen Sie an, dass nun eine Reihe von Fragen gestellt wird. Alle, die in ihrer Rolle eine Frage mit «Ja» beantworten können, bewegen sich ein Stück vor. Antworten sie dagegen mit «Nein» oder wissen die Antwort nicht bzw. sind sie unsicher, so bleiben sie wo sie sind. Es geht bei der Beantwortung der Fragen um eine subjektive Einschätzung, die wichtiger ist als sachliche Richtigkeit.</p> <p>Stellen Sie nun der Reihe nach die Fragen. Lassen Sie den Teilnehmenden nach jeder Frage einen Moment Zeit, um die Frage für sich im Stillen zu beantworten, und fordern Sie sie dann auf, sich ggf. ein Stück nach vorne zu bewegen. Stellen Sie alle Fragen, die Sie ausgewählt haben. Die Teilnehmer_innen bewegen sich schweigend nach vorn oder bleiben am Platz. Sie sollen dabei ihre Rolle immer noch für sich behalten. Wenn alle Fragen gestellt sind, bleiben die Teilnehmenden für den ersten Teil der Auswertung in ihrer Rolle an ihrem Platz.</p>

<p>Varianten/Hinweise (Bei Bedarf)</p>	<p>Die hier vorgeschlagenen Rollen sind zum Teil klischeehaft. Einerseits kann dadurch das Einfühlen erleichtert werden. Andererseits werden Rollenklischees durch die Rollenbeispiele wiederholt und nicht aufgebrochen. Stellen Sie Ihre eigenen Bausteine her! Einzelne Rollen, die entstehen, können auf den ersten Blick sehr unrealistisch sein. Thematisieren Sie in diesem Fall, wie untypisch einige Identitäten nun einmal sind.</p> <p>Variante 1: Im Anschluss an die Auswertung kann die Übung ein zweites Mal durchgeführt werden, wobei die Teilnehmenden keine Rollenkarten bekommen, sondern in ihrer eigenen Person die Fragen beantworten. Auf diese Weise kann die eigene gesellschaftliche Positionierung und die damit einhergehende Macht der Teilnehmenden herausgearbeitet werden. Zudem können je eigene Handlungsspielräume deutlich gemacht werden.</p> <p>Variante 2: Die Teilnehmenden werden gebeten, in Kleingruppen ihrerseits ressourcenorientierte Fragen zu formulieren, mit denen auch diejenigen, die bislang „hinten“ waren, einen Schritt vorwärts gehen können. Jede Frage wird auf einer Moderationskarte gesammelt und im Anschluss wird ein zweiter Durchlauf mit denselben Rollenkarten gespielt (alle gehen zurück auf „Null“). In aller Regel zeigt sich ein ganz anderes Bild – dies kann zur Auswertung genutzt werden. Deutlich wird zum einen die Schwierigkeit, Ressourcen zu entdecken und zu formulieren (für viele Teilnehmende eine immer noch ungewohnte Perspektive), zum anderen aber auch, dass sich dadurch strukturelle Benachteiligungen nicht aufheben lassen.</p>
<p>Auswertung</p>	<p><i>Auswertung – Phase 1:</i></p> <p>Die Auswertung erfolgt zunächst an dem Ort, wo die Teilnehmenden in ihrer Rolle verblieben sind. Fordern Sie sie auf, ihre eigene Position für sich selbst zu reflektieren:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Schaut euch einmal um, wo ihr gerade seid. Wo sind die anderen? Wie fühlt sich das an? Bewegen Sie sich nun auf das Spielfeld und sprechen Sie einzelne Personen bezüglich ihrer Position an. Dabei sollten sowohl Personen, die ganz vorne sind, als auch solche, die weit zurück geblieben sind, sowie Personen aus dem Mittelfeld angesprochen werden (wenn die Gruppe relativ klein ist, können auch alle befragt werden). • Wie fühlst du dich (innerhalb deiner Rolle)? • Wie ist es, so weit vorne zu sein? Oder wie ist es, immer nicht voran zu kommen? • Wann haben diejenigen, die häufig einen Schritt nach vorne machten, fest-

gestellt, dass andere nicht so schnell vorwärts kamen wie sie?

- Wann haben diejenigen, die weit hinten blieben, gemerkt, dass die anderen schneller vorwärtskamen?

Nachdem sich die Einzelnen zu ihrer Position geäußert haben, werden sie gebeten, ihre Rolle den anderen in der Gruppe vorzustellen. Die hinten Stehenden bemerken meist schnell, dass sie zurückbleiben, während die Vorderen häufig erst zum Schluss bemerken, dass andere nicht mitkommen. An dieser Stelle sollte darauf hingewiesen werden, dass auch in der Realität denjenigen in privilegierten Positionen häufig ihre Privilegien so selbstverständlich sind, dass sie sie überhaupt nicht wahrnehmen, wohingegen diejenigen in marginalisierten Positionen ihre Deprivilegierung meist alltäglich spüren.

Auswertung – Phase 2:

Für den zweiten Teil der Auswertung sollten die Teilnehmer_innen ihre Rollen «ab-schütteln», «ausziehen» oder «abstreifen» und «wegwerfen», um aus den Rollen herauszukommen. Die weitere Auswertung findet im Stuhlkreis im Plenum statt.

Allgemein

- Wie ist es euch mit der Übung ergangen?
- Konntet ihr euch in die Situation/en der von euch gespielten Personen/Rollen hineinversetzen?
- Konntet ihr euch die jeweiligen Lebensbedingungen vorstellen? Was war unklar, wo wart ihr euch unsicher?
- Wie leicht oder schwer war es einzuschätzen, ob du einen Schritt nach vorn machen kannst?
- Wo warst du dir unsicher?
- Welche Fragen sind dir besonders im Gedächtnis geblieben? Bilder und Stereotype zu den einzelnen Rollen
- Woher hattet ihr die Informationen über die Lebenssituation der gezeichneten Rollen?
- Warum wissen wir über bestimmte Personen/Rollen viel, und über andere gar nichts? (Hier kann auf die Bedeutung der Medien eingegangen werden) Übertragung auf die gesellschaftliche Realität
- Was hat dich in deinem Handeln eingeschränkt? (Bedeutung von Differenzlinien entlang von Kategorien wie Staatsangehörigkeit, Hautfarbe, Geschlecht, sexuelle Orientierung, Alter, Religion, sozialer und finanzieller Status etc.)
- Inwiefern spiegelt die Übung deiner Meinung nach die Gesellschaft wider?
- Welche Möglichkeiten zur Veränderung ihrer Situation haben die verschiedenen Gruppen oder Individuen? Worauf haben sie keinen Einfluss?
- Was sollte sich ändern? Was können wir ändern? Übertragung auf die eigene Situation
- Wo würdest du selbst stehen, wenn du diese Übung ohne Rollenkarte als du selbst mitgemacht hättest?
- Wie könntest du mit deinen eigenen Privilegien verantwortungsvoll und

	<p>konstruktiv umgehen?</p> <ul style="list-style-type: none"> • Oder wie könntest du deiner Marginalisierung entgegentreten? <p><i>Abschluss:</i></p> <p>Subjektive Möglichkeitsräume: Auch wenn durch soziale Positionierungen bestimmte Handlungsspielräume durch Privilegierung und Deprivilegierung (Benachteiligung) festgelegt sind, haben Individuen dennoch die Möglichkeit, ihre Positionen unterschiedlich zu nutzen, denn strukturelle Begrenzungen schließen individuelle Möglichkeitsräume nicht aus. Allerdings sind trotzdem nicht alle «ihres Glückes Schmied», denn unterschiedliche strukturelle Ausgangspositionen haben starken Einfluss auf die individuellen Handlungsspielräume.</p>
<p>Quelle/Autor_in</p>	<p>www.anti-bias.de</p> <p>www.portal-intersektionalitaet.de</p> <p>eigene Überarbeitung in Anlehnung an Christine Riegel (Variante 2)</p>

Spielfragen „Mitte der Gesellschaft“

Kannst du...

- einen Urlaub in Deiner Heimat/oder im Herkunftsland deiner Eltern verbringen?
- deinen Wohnort frei wählen?
- sicher sein, von Sprüchen wie: "Du bist gar nicht so wie die anderen", "Macht man das bei Euch auch so" verschont zu bleiben?
- 5 Jahre im Voraus planen?
- dich nach Einbruch der Dunkelheit auf der Straße und in öffentlichen Verkehrsmitteln sicher fühlen?
- (bzw. deine Eltern) relativ problemlos eine Wohnung finden?
- beim Versuch, einen Diebstahl anzuzeigen, faire Behandlung von der Polizei erwarten?
- ohne Probleme in jede Disko kommen?
- zahnärztliche Behandlung bekommen, wenn Du sie möchtest?
- Spontan mit Freunden nach Schweden fahren?
- davon ausgehen, dass über deine Herkunft, deinen Glauben, dein Geschlecht, dein Äußeres keine herabwürdigenden Witze gemacht werden?

- bei der nächsten Kommunalwahl wählen?
- davon ausgehen, dass deine Fremdsprachenkenntnisse und/oder deine Auslandsaufenthalte gewürdigt und als Kompetenz anerkannt werden?
- innerhalb der EU deinen Arbeitsplatz frei wählen?
- relativ problemlos eine Familie planen?
- deine Partnerin/deinen Partner auf der Straße küssen?
- im örtlichen Tennisverein Mitglied werden?
- ein Bankdarlehen zur Renovierung einer Mietwohnung bekommen?
- davon ausgehen, dass dir wichtige Informationen in deiner Muttersprache übermittelt werden?
- Dir relativ sicher sein, dass ein Gespräch mit Freunden in deiner Muttersprache nicht zu abwertenden Reaktionen der Mitreisenden im Bus führt?

Rollenkarten

39-jährige angelernte Metallarbeiterin, gelernte Psychologin, Aussiedlerin aus Kasachstan, alleinerziehend, 1 Kind
18-jähriger marokkanischer Hilfsarbeiter mit Hauptschulabschluss, ledig
23-jährige Bankkauffrau türkischer Herkunft, Muslimin, ledig
46-jähriger Sinti, Betreiber eines kleinen Fahrgeschäfts auf Jahrmärkten, spricht neben deutsch noch vier weitere Sprachen, verheiratet, 4 Kinder
35-jährige Krankenschwester, deutsch, verschuldet, ledig, ein Kind
50-jähriger Kommunalpolitiker, deutsch, sehr bekannt, verheiratet
45-jährige Besitzerin eines Restaurants griechischer Herkunft, verheiratet, zwei erwachsene Kinder
40-jährige schwarze Deutsche, Grundschullehrerin, 2 Kinder

28-jähriger Asylbewerber aus Ghana, Ingenieur, keine Arbeitserlaubnis, lebt in einer Unterkunftsanlage am Stadtrand
52-jährige erfolgreiche Geschäftsfrau, US-Amerikanerin, spricht mit amerikanischem Akzent
19-jährige Schülerin jüdischen Glaubens, deutsch, lebt in einer westdeutschen Kleinstadt
29-jährige Punkerin, jobbt in einer Kneipe, deutsch, ledig, lesbisch
35-jähriger iranischer Flüchtling, Reinigungskraft, seit 5 Jahren in Deutschland, laufendes Asylverfahren, ledig
18-jähriger Tischler-Azubi aus Kasachstan, deutscher Staatsbürger
30-jähriger Obdachloser, deutsch, lebt überwiegend auf der Straße von Spenden
35-jähriger Musiker, deutsch, blind, geschieden, 1 Kind
33-jähriger Informatiker aus Indien, ledig, spricht fließend englisch, wenig deutsch
16-jährige Einser-Schülerin, vor 10 Jahren aus dem Kosovo geflohen, Familie hat Duldungsstatus, Vater Gelegenheitsjobs
42-jährige philippinische Hausangestellte, ledig, lebt illegalisiert und ohne Aufenthaltsstatus in Deutschland
17-jährige Abiturientin, deutsch, sitzt im Rollstuhl
50-jähriger Hochschulprofessor, deutsch, lebt mit seinem Lebensgefährten zusammen
40-jähriger polnischer Saisonarbeiter, verheiratet
20-jährige Schwangere im Mutterschutz, deutsch, HIV-Positiv, ledig
17-jähriger Azubi der Kommunikationselektronik, kurdische Herkunft, ledig, schwul

30-jähriger Facharbeiter, befristeter Arbeitsvertrag (18 Monate), ledig, deutsch
28-jährige thailändische nicht erwerbstätige Ehefrau eines deutschen Omnibusfahrers

Textauszug aus: Melahat Altan, Andreas Foitzik, Jutta Goltz, Eine Frage der Haltung. Eltern(bildungs)arbeit in der Migrationsgesellschaft, Stuttgart 2009. Bezug: www.ajs-bw.de

Grundsatz 1: Repräsentation der Vielfalt als Einladung zur Partizipation

Wir zeigen den Familien mit Migrationshintergrund und der Öffentlichkeit, dass in unserer Einrichtung Menschen mit unterschiedlicher familiärer Herkunft willkommen und anerkannt sind. Wir signalisieren, ihr seid hier keine Gäste, es ist eure Einrichtung. Eine solche Öffnung ist auf bewusste symbolische Zeichen angewiesen.

Die türkeistämmigen Mütter einer Kindertageseinrichtung beschwerten sich bei einer Projektmitarbeiterin, dass die Kinder beim Spiel im Garten nicht warm genug angezogen sind. Auf die Nachfrage, ob sie dies den Erzieherinnen gesagt haben, verneinen sie. Auch mit den „deutschen“ Eltern haben sie nicht darüber gesprochen. „Die mögen nicht, wenn man „ihren“ Kindergarten kritisiert“.

Viele Institutionen der Jugendhilfe sind noch mehr „deutsche Institutionen“ als „Institutionen in Deutschland“. So werden sie auch von den Beteiligten wahrgenommen, sowohl intern von den Mitarbeiter/innen, als auch von Jugendlichen und vor allem auch von deren Eltern. Die bestehende Vielfalt ist weder nach innen noch nach außen sichtbar.

Der 6. Familienbericht der Bundesregierung formuliert eine eindeutige Botschaft: „Ist es eure Schule oder unsere Schule. Ist es eine deutsche Schule oder eine Schule in Deutschland?“ Eltern mit Migrationshintergrund, die sich in den pädagogischen Einrichtungen nur als Gäste sehen, werden kaum den Impuls haben, diese Einrichtung mitzugestalten.

Projekte der Interkulturellen Öffnung nutzen verschiedene Formen der symbolischen Repräsentation erfolgreich als Türöffner: mehrsprachige Türschilder, interkulturelle Symbole auf Flyern oder Plakaten. Die Grundbotschaft dabei ist einfach: „Gut, dass Sie da sind!“

So sinnvoll diese Ansätze sind, so müssen sie doch gleichzeitig auch vor dem Hintergrund der Frage reflektiert werden, welche gewollten und ungewollten Botschaften die Symbole selbst transportieren. So kann eine Landkarte mit den Nationalflaggen von den Eltern auch als weitere Zuschreibung auf ihr „Ausländersein“ verstanden werden.

Und eine andere Frage: Hält die Einrichtung, was sie symbolisch reklamiert? Was, wäre, wenn eine Einrichtung zwar in 20 Sprachen „Herzlich Willkommen!“ auf eine Postkarte schreibt, sich aber weigert, andere Familiensprachen in der Einrichtung anzuerkennen oder eine angemessene Sprachmittlung zu organisieren? Der Effekt könnte dann ein gegenteiliger als der Gewünschte sein: Die angesprochenen Eltern werden die Karte irgendwann im besten Fall als gelungenes Marketing empfinden, auf das sie „hereingefallen“ sind. Das symbolische muss daher mit einem tatsächlichen Zugehen einhergehen.

Grundsatz 2: Frühe Kontaktaufnahme und Beziehungsangebote

Wir nehmen den Kontakt zu Eltern auf, bevor es Konflikte gibt und bemühen uns um einen durchlaufenden „normalen“ Kontakt. Bestehende Spannungen erschweren die Kontaktaufnahme. Es geht um eine Normalisierung der Kontakte. Über den Aufbau einer Beziehung ermöglichen wir eine gute Auseinandersetzung im Konfliktfall.

Lehrer/innen berichten immer wieder von dem Zeitdruck, unter dem sie stehen, und dass sie erst dann auf Migranteneltern zugehen, wenn das Fass schon fast am Überlaufen ist und konkrete Konflikthanlässe vorliegen. Die Atmosphäre solcher Elterngespräche sei dann meist recht angespannt.

Für alle Eltern ist es unangenehm, zu einem Elterngespräch „einbestellt“ zu werden. Vielen Eltern fällt es schwer, die Kritik an dem Verhalten des Kindes nicht als Kritik an sich selbst zu hören. Beides gilt umso mehr bei Eltern, die einer Einrichtung ohnehin skeptisch gegenüberstehen: sei es aus Unsicherheit, sei es aus schlechten Erfahrungen mit vergleichbaren Einrichtungen oder auch nur aufgrund dessen, was man gehört hat.

Es ist dann wesentlich einfacher, einen guten Kontakt herzustellen, wenn das Erstgespräch nicht mit einem Konflikt oder der Klärung eines problematischen Verhaltens des Kindes einhergeht.

Kontakt meint im wahren Wortsinn, in Kontakt zu gehen. Wer in Kontakt geht, riskiert, an Grenzen zu kommen, Grenzen zu überschreiten und zu verletzen. Wer dies mit Sicherheit vermeiden will, vermeidet auch den Kontakt selbst. Die Haltung, die es zu entwickeln gilt, muss also eine reflexive Haltung sein, die diese Reibungen und Verunsicherungen im Kontakt zulässt, aber eben auch wahrnimmt, um für weitere Kontakte daraus zu lernen.

Je früher ein solcher Kontakt zustande kommt, desto weniger Misstrauen sammelt sich an:

- *früh* in der jeweiligen Beziehung, also präventiv und durchgehend und damit eben nicht zuerst problemorientierte Kontakte.
- *früh* in der Bildungslaufbahn, gute Erfahrungen im Vorschulbereich vereinfachen die Elternarbeit in der Schule.
- *früh* auch in der Migrationsgeschichte, ein zugehender Kontakt mit Neuzuwanderern verhindert den Aufbau falscher Bilder.

Für Familien mit Migrationshintergrund ist der Weg des Aufbau des Vertrauens zu einer Institution oft stark an einzelne Personen gebunden („guter Mann/Frau“). Es kann daher sinnvoll sein, bereits im Erstkontakt eine klare Bezugsperson benennen zu können.

Für manche Familien ist es hilfreich, wenn diese Person auch persönlich sichtbar ist, das heißt nicht nur in der beruflichen Rolle agiert. Klar ist, dass die berufliche Rolle maßgebend für das Handeln bleibt.

Grundsatz 3: Die Eltern sind Expert/innen ihrer Situation

Wir gehen davon aus, dass Eltern ihr Kind am besten kennen, grundsätzlich für das Kind das Beste wollen und auch daran interessiert sind, das Kind zu unterstützen. Diese wertschätzende Haltung ist die Grundlage der Zusammenarbeit. Unsere Aufgabe ist es, dass Eltern die Möglichkeiten und Grenzen dieser Gesellschaft kennen und sich in ihr orientieren können. Nur so können sie gute Entscheidungen treffen. Diese Entscheidungen akzeptieren wir.

Nehmen wir als Beispiel ein Gespräch einer Erzieherin einer Kindertageseinrichtung mit einer aus einem arabischen Land stammenden Mutter. Es geht in diesem Erstgespräch darum, ob das Kind die Einrichtung besuchen soll. Aus der allgemeinen Überzeugung, wie wichtig der Besuch des Kindergartens für die Integration des Kindes ist, entspringt leicht eine Haltung, die Mutter davon überzeugen zu wollen, dass es gut für das Kind und auch für sie wäre, das Kind in der Einrichtung anzumelden. Dies kann bei der Frau den Eindruck erwecken, dass man sie für nicht fähig hält, für die Erziehung der Kinder zu sorgen. Denkt die Erzieherin für die Mutter? Ist sie noch neugierig auf deren Sicht der Dinge?

„Wirbt“ man für das eigene Angebot, gerät leicht die offene Frage aus dem Blick, ob das Angebot tatsächlich passend ist für die jeweilige Lebenssituation der Kinder und Jugendlichen. Es ist ein unausgesprochener Grundkonsens unserer Gesellschaft, besser zu wissen, was für die angeblich unterentwickelten Länder oder eben auch für die Menschen aus diesen Ländern gut ist, als diese selbst. Dieses „Entwicklungshilfedenken“ prägt auch unsere Kontakte in der Elternarbeit. Die Eltern erfahren dies als eine sich ständig wiederholende Abwertung. Auf eine solche permanente Abwertung reagiert man eher trotzig oder mit der Übernahme der negativen Zuschreibungen. Dies macht es schwer einen Kontakt auf Augenhöhe, eine gewisse Gelassenheit und Selbstdistanz zu entwickeln.

Ein zentrales Ziel der Elternarbeit muss dagegen sein, die Eltern zu befähigen, sich zurecht zu finden mit den Einrichtungen und Angeboten. Dafür braucht es Projekte der Elternbildung. Aufgrund der tiefen Verankerung des „Entwicklungshilfedenkens“ in der Pädagogik ist eine Selbstreflexion zentral notwendig. Dies umso mehr, als uns der Auftrag als Sozialarbeiter/innen dieses Denken ohnehin nahe legt. In einem nahegelegten Selbstverständnis kommen zu uns hilfeschuchende Menschen, denen wir zeigen, „wo es lang geht“.

Die Selbstreflexion ist an diesem Punkt auch deswegen ein offener Prozess, weil es auch Lebenssituationen von Klient/innen gibt, in denen diese so überfordert sind von den vielfältigen Anforderungen, dass sie entscheidungsunfähig sind. Sie brauchen zeitweise jemand, die/der sie an die Hand nimmt und sie die nächsten Schritte begleitet. Dies ist aber in jedem Einzelfall zu entscheiden und ist nicht durch den Migrationshintergrund nahegelegt.

Grundsatz 4: Die Botschaft ist „Wir brauchen euch!“

Zentrales Anliegen der Elternarbeit ist es, die Kompetenzen und Ressourcen der Eltern einzubeziehen. Dies erfordert einen Paradigmenwechsel in der Wahrnehmung der Eltern - weg vom Defizitblick hin zu der Fähigkeit, „auf die volle Hälfte des gefüllten Glases zu gucken“. Mit einer ressourcenorientierten Elternarbeit unterstützen wir die Kompetenzen der Eltern, die eigenen Ziele zu vertreten, sie zu verfolgen und ihr Leben aktiv zu gestalten. Dabei anerkennen wir formelle wie informelle Ressourcen und Selbsthilfepotentiale von anderen Personen, Gruppen und Netzwerken.

Sehen wir die Mutter, die dem Kind nicht bei den Hausaufgaben hilft, oder eine Frau, die trotz Schichtarbeit und/oder einer ökonomisch prekären Lebenssituation es schafft, ihre Familien am Leben zu halten?

Erkennen wir die väterliche Sorge hinter unseren Bildern vom südländischen Machismo?

Sehen wir die ältere Frau, die nach mehreren Jahren in Deutschland noch kaum der deutschen Sprache „mächtig“ ist, oder nehmen wir wahr, dass sie mehrere Dialekte und Sprachen fließend spricht?

Sehen wir in den Netzwerken der Community das Selbsthilfepotential oder nehmen wir es als integrationshemmende Parallelgesellschaft wahr?

Steht Migration in unserer Wahrnehmung für Belastungen und Probleme oder für Mut, Leistungen und Stärke?

Werten wir den unrealistischen Berufswunsch eines Jugendlichen als unwissende Naivität ab oder unterstützen wir das darin durchscheinenden Selbstwertgefühl und den Bewältigungsoptimismus als Ressource?

Kann man auch Berufserfahrungen auf dem grauen Markt für die weitere Berufswegeplanung aufbauen oder sind das nur Umwege und Ausflüchte?

Sehen wir die Fähigkeit, mehrere Zukunftsperspektiven zu entwickeln und offen zu halten oder eher die Entscheidungsschwäche?

Sehen wir die mehr oder weniger gelungene Verbindung von Tradition und Moderne oder von verschiedenen kulturellen Einflüssen oder nur den belastenden Identitätskonflikt?

Es erfordert eine bewusste Auseinandersetzung, die eigenen Normalitätsvorstellungen zu reflektieren und die eigene Wahrnehmung zu erweitern. Es sind oft eher informelle Kompetenzen, die unserer Wahrnehmung entgehen.

Es geht nicht darum, eine rosarote Brille aufzusetzen und damit den Blick zu verstellen für belastende Herausforderungen in spezifischen Lebenssituationen. Vielmehr ermöglicht uns der Blick auf die Ressourcen erst einen Kontakt auf gleicher Augenhöhe, der dem Gegenüber den Weg ebnet, auch die Sorgen und Bedürfnisse offen zu formulieren. Auf dieser Basis können dann gezielte Hilfsangebote gemacht werden, die die vorhandenen Potentiale sinnvoll einbeziehen und zu einer Entwicklung führen.

Grundsatz 5: Keine Fragen beantworten, die niemand gestellt hat!

Wir unterstützen Eltern dabei, sich im deutschen Bildungssystem zurechtzufinden. Wir eröffnen Räume, in denen sie sich über Erziehungsfragen auseinandersetzen können.

Wir achten dabei aber darauf, dass sie selbst Subjekte der Auseinandersetzung bleiben und nicht selbst zu Objekten von Erziehungsmaßnahmen werden. Ziel ist, dass Themen und Inhalte der Elternbildung weitgehend von den Eltern selbst bestimmt werden.

In einem eingeführten Materialband für die Elterbildung ist eine Einheit dem Verkehr gewidmet. Darin wird unter anderem den Eltern vermittelt, dass man in Deutschland nicht bei „Rot“ über die Straße gehen soll. Eine Migrantin aus dem Kurs reagierte sehr ärgerlich „Halten die mich für dumm?!“.

In einem Elterngespräch in der Grundschule wird die Mutter von der Lehrerin gefragt „Wann schicken Sie ihre Kinder ins Bett?“. Sie fühlte sich durch diese Frage beleidigt, als ob sie nicht wüsste, dass es für ihre Kinder gut ist, früh ins Bett zu gehen.

Der offene (oder auch heimliche) Lehrplan von Maßnahmen der Elternbildung sagt in der Regel viel darüber aus, was die Vertreter des Bildungssystems glauben, dass Eltern wissen müssen. Sicherlich kann es bei Familien mit Migrationshintergrund wichtig sein, einen Überblick zum Angebot zu geben, weil man nicht weiß, ob das Angebot oder die Institution schon bekannt sind. Dies darf nicht dazuführen, dass man Selbstverständliches erklärt. Im Gespräch gilt es rauszuhören, was sie /er bereits weiß und versteht.

Besonders problematisch ist die Elterbildung mit (an und für sich hilfreichen) vorgefertigten Materialien. Die Zielgruppe ist so heterogen, dass das Material nie wirklich passt.

Der offene (oder auch heimliche) Lehrplan der Elterbildung sagt aber auch viel über die Vorstellung der professionellen Pädagog/innen, was gute Eltern sind. Erwachsene Menschen haben aber einen Anspruch darauf, nicht mehr ungefragt *erzogen* zu werden.

Erfahrungen zeigen, dass Eltern sehr wohl Fragen haben. Sie wissen, was sie wissen wollen, und sie wissen auch, wo sie Rat brauchen. Elternbildung braucht Settings, die den Eltern den Raum gibt diese Fragen zu entwickeln, sie an die entsprechenden selbstgewählten Fachleute zu stellen und dann auch deren Antworten kritisch zu hinterfragen.

Grundsatz 6: Eltern stärken

Nach dem Empowermentansatz versuchen wir Nutzer/innen unserer Einrichtungen, die zu Gruppen gehören, die in unserer Gesellschaft minorisiert und von Diskriminierung betroffen sind, darin zu unterstützen, ihre Bedürfnisse und Rechte zur Geltung zu bringen. Ziel ist nicht, dass sie im bestehenden System möglichst reibungslos funktionieren, sondern dass sie selbst die Verfügungsgewalt über sich und ihre Angelegenheiten wiedererlangen. Dies bedeutet auch den persönlichen und kollektiven Einfluss auf Personen und Institutionen, die ihr Leben bestimmen. Dafür braucht es geschlossene Räume, in denen diese Gruppen ihre eigenen Bildungsprozesse organisieren können. Migrantenorganisationen können hier wichtige Partner sein.

Nach dem herrschenden Integrationsverständnis begegnen viele Einrichtungen dem Bedürfnis von Migrant/innen sich in herkunftshomogenen Gruppen zu treffen mit Skepsis oder Ablehnung. Elternbildung findet unter Kontrolle der Institution und auf deutsch statt. In homogenen Gruppen bestünde zudem auch die Gefahr, dass sie sich gegenseitig nur über schlechte Erfahrungen austauschen und in ihrer Ablehnung gegenüber den deutschen Einrichtungen „hochschaukeln“. In von der Einrichtung durchgeführten Elternbildungsveranstaltungen könnten dagegen manche Erfahrungen, die als Diskriminierung erlebt werden, schnell als Missverständnis geklärt werden.

Unsere Erfahrung ist eine andere. Gerade wenn bei Elternbildungsveranstaltungen Erziehungsfragen selbst – wenn nötig mit simultaner Übersetzung - artikulieren können und sich in die Diskussion aktiv einbringen können.

Manche Migrant/innen haben keine Erfahrung mit diesen Empowerment-Räumen und gehen selbst mit der Erwartung in ein Expertengespräch, dass diese alles wissen. Dies kann kulturell begründet sein in einem hohen Ansehen von bestimmten Berufsgruppen und einer hohen Machtdistanz. Dies kann aber auch mehr mit der eigenen Hilflosigkeit und dem Wunsch nach schneller Orientierung zu tun haben. Dies spricht nicht dagegen, diese Räume trotzdem anzubieten. Dafür entscheiden muss sich jede/r selbst.

In der Arbeit mit einzelnen Familien geht es ebenfalls darum, die Eltern zu stärken gegenüber der Einrichtung. So kann man Eltern, die aus welchen Gründen auch immer nicht den Mut haben Schulveranstaltungen zu besuchen, über Vortreffen darauf vorbereiten, sie dann abholen und begleiten, einfach nur dabei sein, sie stärken, Raum verschaffen ...

Grundsatz 7: Schlüsselpersonen sind wichtig!

Wir bemühen uns um die Kooperation mit Schlüsselpersonen – dies können andere Migranteltern sein, aktive Nachbar/innen aus dem Gemeinwesen, Vertreter/innen aus den Vereinen usw. Die Schlüsselpersonen werden aktiv in die Gestaltung der Kontaktaufnahme und/ oder der Durchführung von Angeboten eingebunden. Dabei achten wir auf eine Kooperation auf Augenhöhe.

Eine Kollegin berichtet vom Aufbau eines Elterncafés an einer Grund- und Hauptschule. Wichtig hierbei war für sie, eine türkeistämmige Mutter kennen zu lernen, die Lust darauf hatte, diese Arbeit mit zu unterstützen. Diese Mutter kommuniziert alle wichtigen Termine und Informationen in ihre lokale Community und sorgt wesentlich für die Teilnahme von Eltern am Elterncafé. Eine Hauptschule möchte den Einschulungstag für die neuen Fünftklässler/innen anders gestalten, um Migranteneltern frühzeitig ansprechen und positiv auf die Schule einstimmen zu können. Es wird überlegt, welche Eltern älterer Jahrgänge an diesem Einschulungstag an kleinen (verschiedenen muttersprachlichen) Infotischen für Fragen und Erklärungen zur Verfügung stehen.

Beispiele wie diese finden sich nahezu in allen Praxisbeschreibungen – ein glücklicher Zufall, das Kennenlernen geeigneter Multiplikator/innen, ein loser Kontakt, der weiter ausgebaut werden kann ... Aus diesen informellen Kontakten erwachsen wesentliche Ressourcen und Zugangsmöglichkeiten, die insbesondere Mehrheitsangehörigen so nicht zur Verfügung stehen. (Muttersprachliche) Schlüsselpersonen können für die Eltern ganz andere Themen erschließen und sie darin unterstützen, ihre Fragen und Anliegen zu formulieren. Insofern ist es in der Elternarbeit sinnvoll, andere Eltern als Schlüsselpersonen aufzubauen und einzusetzen. Dabei kann auf bestehende Organisationen wie Vereine oder muttersprachliche Lehrer/innen an Schulen zurückgegriffen werden. Aber auch einzelne Eltern lassen sich gezielt für eine solche Arbeit gewinnen und motivieren. Viele fühlen sich in ihren Kompetenzen ernst genommen und wert geschätzt und freuen sich, andere Eltern unterstützen zu können. Damit dies wirklich im Sinne eines Empowermentansatzes umgesetzt werden kann, ist es notwendig, dass

- Schlüsselpersonen nicht funktionalisiert werden (sie sollen dafür sorgen, dass Migranteneltern weniger Schwierigkeiten machen)
- Schlüsselpersonen reale Gestaltungs- und Partizipationsmöglichkeiten haben
- Schlüsselpersonen qualifiziert und begleitet werden
- Schlüsselpersonen nach Möglichkeit finanziell entschädigt werden.

Grundsatz 8: Verständigung organisieren

Nicht die mangelnden Deutschkenntnisse der Eltern sind das Problem, für das wir eine Lösung brauchen, sondern die Tatsache, dass die Mitarbeiter/in der Einrichtung und die Eltern nicht auf die gleiche Sprache zurückgreifen können. Nicht einer ist oder macht ein Problem, sondern beide haben ein Problem. Diese Haltung bewirkt bei unserem Gegenüber, dass sie/ er sich für die mangelnden Sprachkenntnisse nicht schämt und aus dieser Minderwertigkeit die eigenen Interessen, wichtige Fragen etc. nicht zur Sprache bringt.

Ausgehend von dieser Prämisse brauchen wir klare Standards für die Sprachmittlung und tragfähige Konzepte für die Umsetzung. Wir definieren, wer was übersetzen darf und soll, welche Situationen unabdingbar eine professionelle Sprachmittlung bedürfen.

Die gängige Praxis ist oft eher beliebig und handgestrickt. Mal übersetzen die Kinder selbst, mal Verwandte, mal die Putzfrau. Das ist in mehrfacher Hinsicht unbefriedigend und unprofessionell. Wenn Kinder selbst ein Elterngespräch dolmetschen, verstärkt dies den ohnehin vorhandenen Rollenkonflikt. Kinder schämen sich unter Umständen für ihre Eltern. Davon abgesehen kann nicht in jedem Fall sicher gestellt werden, dass wirklich das ankommt, was mitgeteilt werden soll und anders herum.

Aber auch der Einsatz von Familienangehörigen, Freunden, Nachbarn als Übersetzer ist oft problematisch. Laien übersetzen fast immer sinngemäß und zusammenfassend, dadurch besteht die Gefahr der Verquickung eigener Interessen sowie Sichtweisen seitens der Laien. Es kommt in Folge oft zu Missverständnissen und falschen Annahmen.

Für die Sprachmittlung sollte grundsätzlich gelten, dass Betroffene nicht gleichzeitig als Dolmetschende agieren, das heißt die Jugendlichen übersetzen nicht selbst. Nur in definierten Ausnahmen wie zum Beispiel bei kurzen Absprachen, bei der Bekanntgabe eines Termins, können auch Betroffene oder verfügbare Laien herangezogen werden.

In allen pädagogisch relevanten Gesprächen braucht es eine dritte Person als Sprachmittler/in, um die Kommunikation herzustellen. Auch bei scheinbar ausreichenden Deutschkenntnissen des Gegenübers sollte stets abgewogen werden, ob der Einsatz von Sprachmittler/innen nicht doch sinnvoll und notwendig ist, da die Klienten sich im Alltag zwar oft passabel verständigen können, jedoch bei komplizierten Sachverhalten Verständigungsschwierigkeiten bestehen können.

Es ist sicherlich nicht möglich für jede Kommunikationssituation bezahlte qualifizierte Sprachmittler/innen hinzuziehen. Eine Ressource, die hier genutzt werden kann, sind zweisprachige Mitarbeiter/innen in der Einrichtung. Besonders kleine Einrichtungen werden hier schnell an die Grenzen kommen.

Die Organisation und Qualifizierung von Dolmetscherpools ist eine kommunale Aufgabe. Aufgabe der Jugendhilfeeinrichtung ist es, hier einen Bedarf anzumelden.

Grundsatz 9: Familiensprachen anerkennen

Wir sehen die muttersprachlichen Kompetenzen der Eltern als Ressource und nicht als Störung. Wir konfrontieren die Eltern nicht ständig mit der Erwartung, sie sollten zuallererst Deutsch Lernen. Das Lernen der Sprache des Aufnahmelandes ist in vielen Fällen eher Ergebnis und nicht Bedingung von Integration.

Wir wissen, dass die Kommunikation in der Zweitsprache für viele Eltern mit einer Verunsicherung verbunden ist. Wenn möglich versuchen wir in der Arbeit mit Eltern, muttersprachliche Kommunikationsmöglichkeiten zu schaffen – sowohl über sprachhomogene Gruppen, aber auch über Dolmetscherangebote bei gemischten Veranstaltungen.

In einer schwäbischen Mittelstadt durfte eine türkeistämmige Mitarbeiterin des ASD das Beratungsgespräche mit der ebenfalls türkeistämmigen Klient/innen explizit nicht in der von beiden beherrschten Sprache führen. Amtssprache sei Deutsch. Die Klientin musste eine Übersetzerin mitbringen.

Man muss hier gar nicht die Diskussion führen, ob die Einsprachigkeit unserer Gesellschaft auf Dauer so festgeschrieben sein muss. Die Kompetenz der Verkehrssprache Deutsch ist unter den gegebenen Bedingungen eine wichtige Grundlage für die Teilhabe an der Gesellschaft. Die Argumentationsfigur, dass nur deutschsprachige Angebote den Migrant/innen deutlich machen, dass es notwendig ist, Deutsch zu lernen, während muttersprachliche Angebote vermitteln, dass man auch ohne Deutsch gut über die Runden kommt, trägt nicht dazu bei, ihr selbstgestecktes Ziel zu erreichen. Im Gegenteil. Sie birgt eher kontraproduktive Effekte, weil sie unmittelbar verknüpft ist mit einer Abwertung der Familiensprache.

Die Familiensprache wird als Integrationshindernis wahrgenommen, die vielschichtige Bedeutung, die sie für Menschen mit Migrationshintergrund haben kann, gerät dabei völlig aus dem Blick, geschweige denn, dass sie als Ressource erkannt und gefördert wird. Die darin erfahrene Abwertung kann zu einer zunehmenden Abwendung von der Gesellschaft und zu einem Rückzug in die eigene Gruppe führen.

Die Erfahrung von muttersprachlichen Elterngruppen zeigt hingegen, dass viele Frauen sich im Anschluss selbst für Deutschkurse interessieren. „Jetzt haben sie den Kopf frei, etwas Neues zu lernen“.

Ein mögliches Dilemma bei einer bewussten Anerkennung von anderen Familiensprachen zeigt eine Anekdote: Zwei russische Honorarmitarbeiter/innen waren gebeten worden, den Flyer für eine Veranstaltungsreihe der Elternbildung zu übersetzen. Beide lehnten dies kategorisch ab, weil sie nicht immer als *nichtdeutschsprechende Russen* angesprochen werden wollen. Dies heißt nicht, dass es nicht trotzdem sinnvoll hätte sein können, die Flyer zu übersetzen. Es zeigt aber, dass auch hier wieder die Gefahr der Reduzierung einer Personengruppe auf ein Merkmal als ausgrenzend erlebt werden kann.

Grundsatz 10: Die eigenen Konzepte sind nicht normal!

Elternarbeit muss für die Jugendlichen transparent sein, unsere Arbeit mit den Jugendlichen aber auch für die Eltern. Wir müssen uns die Mühe machen, unsere pädagogischen Strukturen und Konzepte insbesondere in möglichen „kulturellen“ Konfliktfeldern transparent zu machen, begründen und vermitteln zu können. Dies hilft uns selbst, einen Standpunkt zu entwickeln. Von da aus können wir bestimmen, welche Standards nicht verhandelbar sind und was im Dialog mit den Nutzer/innen immer auch Gegenstand der Weiterentwicklung sein kann. Dies hilft vor allem aber auch den Eltern, die Einrichtung zu verstehen, sich mit ihr auseinandersetzen zu können und nicht zuletzt auch in ihrem Umfeld erklären zu können.

Ein Vater beschwert sich bitter, dass sein elfjähriger Sohn in der Schule in einen Raum gesperrt und von einem deutschen Jungen bewacht wurde. Er interpretiert das als eine bewusste Diskriminierung türkischer Kinder. Niemand hatte ihm das Konzept der Trainingsinsel erklärt. Die Mutter einer libanesischen Jugendlichen versteht nicht, warum ihr Kind in die Wohngruppe einer Behinderteneinrichtung (Berufsbildungswerk) kommen soll. Außerdem versteht sie nicht, warum Jungs und Mädchen auch noch nachts Kontakt haben können.

Vielen Mitarbeiter/innen fällt es nicht leicht, die eigenen Standards zu begründen und so zu erklären, dass sie auch von Laien verstanden werden können. Schriftliches Material – so überhaupt vorhanden – ist in der Regel ebenso wenig hilfreich. Einrichtungen, die einen Flyer in andere Sprachen übersetzen wollen, merken erst dann, dass auch die deutschsprachige Fassung für die Eltern kaum verständlich war.

Eltern bringen sozialisationsbedingt unterschiedliche Vorstellungen mit in den Kontakt mit den pädagogischen Professionellen. Sie haben mehr oder weniger artikuliert pädagogische Konzepte. Diese sind zunächst nicht besser oder schlechter, sondern eben *anders*. Vieles, was dem einen normal erscheint (weil es immer so war, weil es eben so ist, wie es ist ...), hat für den anderen eine ganz andere Bedeutung.

Eltern nehmen die Einrichtung mit ihrer eigenen kulturellen Brille wahr. Sie sehen das, was sie kennen, deuten die Dinge vor dem Hintergrund ihrer Bilder, die sie von der Einrichtung haben.

Gerade das unausgesprochen Selbstverständliche birgt daher viel Raum für Missverständnisse und Abwehr.

- Welche Aufgaben haben die Lehrer/innen, welche die Eltern?
- Warum erfolgt der Übergang in die weiterführenden Schulen bereits so früh?
- Was bewertet die Deutschnote, die Sprachkompetenz oder die Deutschkenntnisse?
- Warum haben Mädchen und Jungen gemeinsam Sportunterricht?
- Warum ist es wichtig, dass Kinder im Schullandheim dabei sind?
- Warum gibt es eine Schule für Lernbehinderte?
- Was ist die Aufgabe des Jugendamtes?
- Warum dürfen in der Wohngruppe Jugendliche abends alleine in die Stadt gehen?

Dies sind nur einige der Frage, die Mitarbeiter/innen verständliche beantworten können sollten.

Grundsatz 11: Elterliche Sorgen ernstnehmen

Wir anerkennen die fürsorglichen Motive der Eltern, auch wenn wir die daraus resultierenden restriktiven Haltungen und Einschränkungen nicht teilen. Auf dieser Basis bemühen wir uns um den Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung. Dieses Bemühen kommt dann an die Grenzen, wenn wir in der Arbeit mit den Jugendlichen Dinge erfahren, die die Eltern nicht wissen sollten. Wir vermitteln daher den Eltern offen, wo sie sich sicher sein können, von uns informiert zu werden, wo es dabei aber auch Grenzen gibt. Auch den Jugendlichen sagen wir, was wir nicht verschweigen wollen/können. Wir vermeiden so auch, ausgespielt zu werden.

Die Mutter eines Mädchens will nicht, dass ihre Tochter mit ins Schullandheim fährt. Sie hat große Sorge um ihre Tochter.

Ein Mädchen aus einer konservativen türkischen Familie hat in der Einrichtung einen Freund (oder raucht oder ...). Der Erzieher wird nun von den Eltern gefragt, was er wisse.

Ein Mann begleitet seine Frau zu ihrem ersten Besuch in einer türkischsprachigen Frauengruppe. Männer haben hier normaler Weise keinen Zutritt. Die hauptamtliche Moderatorin entscheidet, dass er eine Weile dabei sein kann. Nach einer halben Stunde geht er.

Nehmen wir das Beispiel der Sorge der Eltern um die „Jungfräulichkeit“ ihrer Tochter in einer stationären Einrichtung. Es ist ein Unterschied in der Begegnung mit den Eltern, ob ich ihnen von vornherein niedere, gegen ihre Tochter gerichtete Motive unterstelle, oder davon ausgehe, dass sie aus ihrer Sicht mit dieser Haltung ihren elterlichen Sorgepflichten nachkommen. Wenn die Mitarbeiter/innen hier vermitteln, an welchen Punkten die Einrichtung ebenfalls versucht Sorge zu tragen, beispielsweise um eine ungewollte Schwangerschaft zu verhindern, wird es eher gelingen, differente pädagogischen Grundsätze darzustellen, ohne dass sich die Eltern in ihrer Rolle angegriffen fühlen.

Im Bereich der Erziehungshilfe stehen Eltern mit Migrationshintergrund womöglich auch noch unter Legitimationsdruck gegenüber ihrem Umfeld. Dieses Phänomen ist kein besonderes Migrationsphänomen. Es kann hier aber aus zwei Gründen besonders relevant sein. Einmal, weil es den Eltern unter Umständen ohnehin schwerer fällt, die Sinnhaftigkeit der Maßnahme zu verstehen und damit auch im familiären Umfeld zu begründen. Zum andern kann dieser Legitimationsdruck in Kulturen größer sein, in denen der Familie eine große Bedeutung zukommt und die Inanspruchnahme von staatlichen Hilfen daher als Versagen gewertet wird. Hier ist es unsere Aufgabe, ihnen Argumentationshilfen anzubieten.

Manchmal kann hier auch sehr hilfreich sein, den Eltern bewusst Einblick zu geben, um sie zu beruhigen. Auch wenn das zunächst ungewöhnlich scheint, kann es manchmal für alle Beteiligten (!) entlastend sein, wenn die Eltern eine Zeit lang bei einem Angebot zusehen und teilnehmen können.

Mitarbeiter bekommen im Jugendhilfealltag Einblicke in das Privatleben der Jugendlichen, von dem sie den Eltern nichts berichten würden. Hier brauchen Teams einen klaren Standpunkt und müssen diesen gegenüber Eltern und Jugendlichen kommunizieren.

Grundsatz 12: Elternarbeit braucht Zeit

Eine gelungene Elternarbeit ist gerade im Bereich der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund ein wesentlicher Faktor für den Erfolg des Bildungs- und Erziehungsauftrages. Die hier beschriebene Form von Elternarbeit mit den auch individuellen Zugängen ist zeitaufwendig. Erfolge stellen sich nicht unmittelbar ein, Vertrauensaufbau braucht Ausdauer und Geduld. Beides, sowohl die notwendige Arbeitszeit als auch ein langer Atem muss nach den jeweiligen Möglichkeiten und Grenzen institutionell abgesichert werden.

Viele Projekte werden eingestellt, weil sie nicht den nötigen Zulauf haben. Es bestehe offenbar kein Interesse.

Andere Projekte wurden trotz großem Erfolg nicht fortgeführt, weil die Einrichtung nicht mehr bereit war, die notwendigen Personalressourcen zur Verfügung zu stellen.

Gute Ideen scheitern schon oft am Widerstand der Lehrer/innen und Mitarbeiter/innen, die diese zusätzliche Belastung nicht bereit sind zu tragen („Soll ich das auch noch machen!“).

Die Frauen einer migrantischen Elterngruppe organisieren ein Fest an „ihrer“ Schule. Die begleitende Sozialarbeiterin macht sich große Sorgen, ob die Lehrer/innen kommen werden. Sie weiß, eine schlecht besuchte Veranstaltung würde die Arbeit zurückwerfen.

Der Aufbau der Elternarbeit ist tatsächlich oft sehr zeitaufwendig. Eine Kollegin bezeichnete diese Phase als „Haustürarbeit“. Man braucht individuelle Zugänge.

Eine Kollegin erzählt von einer sehr erfolgreichen Müttergruppe. Auf die Nachfrage, wie lange der Aufbau dieser Gruppe gedauert hat, berichtet sie von einem Jahr voller Zweifel mit oft nur ein bis zwei Frauen, die zu den vereinbarten Treffen kamen. Es dauert, bis die Frauen Vertrauen aufgebaut haben, bis sie erkannt haben, dass der angebotene Raum ein geschützter Raum ist. Sie haben Interesse für solche Räume, aber auch große Ängste, etwas preis zu geben.

Bei einem anderen Elternbildungsprojekt stellt sich heraus, dass selbst noch nach einem Jahr der Mitarbeiter manche Mütter persönlich zuhause abgeholt hat. Wieder andere berichten davon, dass insbesondere in der Aufbauphase viel Zeit eingeplant werden muss – so benötigte eine Kollegin in den ersten Monaten zur Vorbereitung dreistündiger Elterncafés nahezu zwei Tage Vorbereitungszeit (persönliche Gespräche, um Schlüsselpersonen zu entdecken und auch für die Arbeit zu gewinnen, viele Telefonate, Hausbesuche, um Einladungen zu übermitteln, etc.).

Der Einschätzung, ob ein bestimmter Aufwand leistbar ist oder nicht, steht oft die Idee im Wege, mit einem bestimmten Vorgehen Standards für alle zu formulieren – mit der Idee im Hinterkopf, damit effektiver und zeitsparender arbeiten zu können. Unserer Erfahrung nach lassen sich Vorgehensweisen jedoch nur unzulänglich verallgemeinern und standardisieren – für jedes neue Setting müssen individuelle Wege gegangen werden. Wenn als neuer Zugangsweg für Klassenlehrer/innen Hausbesuche diskutiert werden, muss das keine Methode für alle sein. Gleichwertig-

ge Behandlung darf nicht mit Gleichbehandlung eins gesetzt werden. Wie viel Zeit man für ein Erstgespräch in der Erziehungshilfe ansetzt, kann ebenfalls von Fall zu Fall variieren.

Grundsatz 13: Elternarbeit erfordert Selbst-Reflexion

Jede pädagogische oder sozialarbeiterische Arbeit braucht Räume der persönlichen und team-internen Reflexion. Dies gilt insbesondere für die Arbeit mit Gruppen, die sich durch kulturelle Differenz und/oder eine prekärere gesellschaftliche Positionierung von der jeweils eigenen lebensweltlichen Erfahrung unterscheiden. Dafür erarbeiten wir Standards und stellen Ressourcen zur Verfügung.

Eine Mitarbeiterin ist empört und wütend, weil ein Vater seine Tochter nicht am Schwimmunterricht teilnehmen lassen will. Sie steht eindeutig auf der Seite des Mädchens und kann sich eine offene Zusammenarbeit mit dem Vater kaum mehr vorstellen.
Ein Jugendhausmitarbeiter wird von einem Jugendlichen heftig angegriffen, weil er einen zu engen Kontakt mit seinen Eltern aufgebaut hat.
Ein Initiator eines Jugendhausprojektes mit einem Migrantenverein bekommt als Dank eine Reise in die Türkei geschenkt und weiß nicht, ob er sie ausschlagen kann.
Eine Projektmitarbeiterin bekommt sehr viel Dankbarkeit, weil sie eine Frau ausgewählt hat, an einer Mentorenschulung teilzunehmen. Andere Frauen hätten auch gerne teilgenommen, sagen aber nichts.

Bei manchen dieser Anlässe ist unmittelbar deutlich, dass eine Supervision oder kollegiale Teamberatung notwendig ist. Professionalität stellt sich nur durch einen immer wieder reflektierten Umgang mit eigenen Emotionen und Haltungen her.

Viele andere Bereiche drängen nicht unmittelbar zur Reflexion. Trotzdem wäre es auch hier zur Entwicklung einer der heterogenen Zielgruppe angemessenen Arbeit wichtig, Reflexions- und Lernräume zu schaffen:

- Wie wirkt sich die eigene Machtposition als Pädagog/in auf mein Handeln aus? Ist mir beispielsweise bewusst, dass ich bei einem Mentorenprojekt unter meinem Klient/innen die Ressource Anerkennung verteile und damit auch Aufstiegschancen und Exklusion mitbestimme?
- Welche ungewollten Effekte hat mein Handeln? Kann es sein, dass der Wunsch nach einem Beziehungsaufbau über einen Hausbesuch im konkreten Fall bei den Betroffenen ungute Gefühle auslöst, weil sie sich für ihren prekären Verhältnisse schämen?
- Welche Rolle spielen die Bilder, die ich mir von den Klienten mache beispielsweise bei einem Kinderschutzfall? Greife ich eher zu spät ein, weil ich nicht erneut Ängste bei den Eltern provozieren will, oder greife ich eher zu früh ein, weil ich in bestimmten kulturellen Kontexten eher von in gewalttätigen Familienverhältnissen ausgehen?

Zur Anregung der Reflexion dieser und ähnlicher Fragestellungen braucht es meist einen Anlass von außen. Eine kultur- und migrationssensible Elternarbeit braucht daher auch externe Berater/innen mit einem Störauftrag.